

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 31 (2018)
Heft: 3

Artikel: Hütten, Paläste und eingeschlossene Zürcher
Autor: Bugul, Ken
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-816301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hütten, Paläste und eingeschlossene Zürcher

Aufgewachsen ist die Schriftstellerin Ken Bugul in der Sahelzone. Als Writer in Residence in Zürich schreibt sie über die Diskrepanz der Bauten und des Zusammenlebens.

Text:
Ken Bugul
Übersetzung aus
dem Französischen:
Irene Bisang

Ich wurde in einem kleinen Dorf in der Sahelzone geboren, wo es zwar an einer üppigen Natur fehlte, aber wo eine Harmonie zwischen der mit Sträuchern bewachsenen Landschaft und den Menschen und Tieren zu spüren war, die diesen Ort mit seinem endlosen Horizont bewohnten. Als Kind kannte ich nur solche weiten Flächen mit riesigen Baobab-Bäumen – die einzigen, die jedem Wind und Wetter trotzen konnten. Es gab keine Autos, keine Busse und auch keine asphaltierten Strassen. Wir gingen zu Fuss, und über weite Strecken reisten wir mit Karren, die von Pferden gezogen wurden. Unendliche Weiten haben also die ersten Jahre meines Lebens geprägt. Rund um das Gehöft unserer Familie, das aus Hütten mit spitzen Strohdächern und einem typischen Innenhof bestand, in dem mittendrin ein ausgefallenes Gebäude thronte, gab es nichts anderes als Buschland – grenzenlose Räume, die sich wie Pergamentrollen aus Luft und Licht vor unseren Augen ausbreiteten. Die Eisenbahnlinie aus der Kolonialzeit trennte das Dorf in zwei Teile. Sie durchquerte das ganze Land von einer Seite zur andern, um für den Export bestimmte Feldfrüchte zu verfrachten und Fertigwaren aus Europa zu uns zu bringen. Es gab einen aus Stein gebauten Bahnhof mit einem roten Ziegeldach und hohen Räumen. Ich liebte es, dorthin zu gehen, um die grossen Plakate mit Zügen und die aufgehängten Fahrpläne zu bestaunen. Nahe beim Bahnhof, hinter dem wieder der ewige Busch kam, standen die Häuser der syrischen und libanesischen Einwanderer, die seit dem 19. Jahrhundert ins Land gekommen waren, um den Kolonialherren bei der Bewirtschaftung des Bodens und beim Verkauf ihrer Fertigprodukte zu helfen. Diesen Teil des Dorfes jenseits der Geleise nannten wir «taxya», was so viel wie «Gebäude» bedeutet. Am Nachmittag kamen die Menschen jeweils aus ihren Hütten und gingen am Rande dieser Bauten spazieren, die ihnen riesig vorkamen.

Verwaltungspaläste und Innenhöfe

Nach der Grundschule wechselte ich ins Collège, das es in meinem Dorf nicht gab. So landete ich in Kaolack, der Hauptstadt des sogenannten Erdnussbeckens, die einen wichtigen Hafen und einen grossen Bahnhof hatte, und lernte eine Stadt mit vielen Häusern aus Stein kennen. Hier befand sich der Sitz des Gouverneurs: ein grosses Gebäude im Kolonialstil, mit einem Obergeschoss, das dem Wohnen diente, und einem grossen Balkon, der rund um das Haus lief. Alle Türen der hohen Zimmer gingen auf diesen Balkon hinaus, wodurch sich das Haus besser lüften liess – ein grosser Vorteil in dieser Region des Saloum, die bekannt ist für ihre sengenden Temperaturen. Andere Gebäude aus der Kolonialzeit wie etwa das Schatzamt oder die Handelskammer wurden alle nach dem gleichen architektonischen Modell gebaut. Rund um diese Verwal-

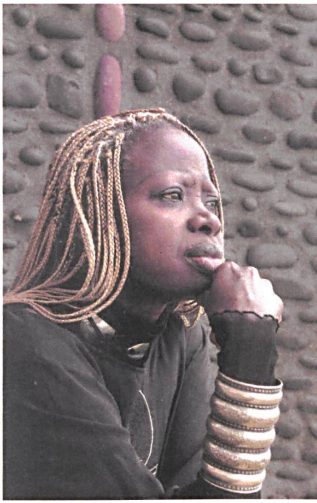
tungsgebäude im Stadtzentrum standen die Häuser der Libanesen und Syrer, die die Erdnussproduktion der Bauern aufkauften. Erdnüsse waren die wichtigsten für den Handel bestimmte Kulturpflanzen des Landes. Sie wurden nach Bordeaux und Marseille exportiert, wo sie in Fabriken zu Öl verarbeitet wurden. In diesen Häusern befanden sich die Lager. Gewohnt wurde dahinter oder im ersten Geschoss, falls es ein solches gab.

In den Wohnquartieren der Einheimischen, die bei der Eisenbahn, am Hafen oder als Verkäufer in den libanesisch-syrischen oder französischen Lagerhäusern arbeiteten, wurden die traditionellen Hütten immer mehr von festen Bauten abgelöst, mit Dächern aus Blech oder importierten roten Ziegeln. Diese Häuser hatten drei bis vier Zimmer und zwei «pantarés»: kleine niedrige Räume auf beiden Seiten zum Verstauen von Geräten und anderen Utensilien. Die Räume gingen alle auf Veranden hinaus, die von kleinen Balkonen mit Steinmetzarbeiten umgeben waren. Die Toiletten und Küchen befanden sich im hinteren Teil im Freien. Diese Bauten hatten grosse Innenhöfe, in denen die Menschen viel Zeit verbrachten. Dort spielte sich von morgens bis abends das ganze gesellschaftliche Leben ab: Man ass dort, empfing Besuche, hielt Mittagsruhe oder führte familiäre Zeremonien durch. Dort erzählten am Abend die älteren Familienmitglieder, vor allem die Grossmütter, den jüngeren Kindern Geschichten und Legenden des Landes und gaben ihnen so die traditionellen soziokulturellen Werte weiter. Diese Art von Wohnbauten waren in allen städtischen Zentren zu finden, die die Kolonialherren entlang der Eisenbahn im ganzen Land errichten liessen. Sie passten noch immer zum traditionellen Lebensstil, weil sie über Innenhöfe verfügten.

Getrennte Quartiere

Nach dem Collège besuchte ich ein Lycée in Dakar: der Stadt, die damals, kurz vor der Unabhängigkeit, zur neuen Hauptstadt von Senegal erklärt worden war. Dort lernte ich zum ersten Mal Quartiere kennen, die einen Namen hatten – Medina oder etwas weiter entfernt Baobab, Liberté I, II und III. Die Häuser standen in einer Reihe und waren durch Mauern getrennt. Im Stadtzentrum hoch über dem Atlantik thronten der Palast des Generalgouverneurs der Kolonie, mehrere Verwaltungsgebäude und Handelshäuser, in denen Repräsentanten der französischen Handelskontore residierten. Dieses Quartier mit seiner typischen Kolonialarchitektur hiess «Le Plateau»: ein Name, der bis heute erhalten geblieben ist, wobei die meisten Bauten aus der damaligen Zeit unterdessen abgerissen und durch mehrstöckige Häuser ersetzt worden sind.

Die Einheimischen wohnten hinter dem Plateau in der Medina, einem Stadtviertel speziell für die lokale Bevölkerung, wie sie von den gleichen Kolonialherren in vielen Maghreb-Ländern eingerichtet worden waren. Damals war es üblich, dass die sogenannten «indigenen» Bevölkerungsgruppen in der Medina und in weiter entfernten Quartieren lebten, die durch Sperren vom Verwaltungsviertel



Ken Bugul

1947 als Mariétou Mbaye in Senegal geboren studierte Ken Bugul moderne Sprachen, Kommunikation und Betriebswirtschaft in Senegal und Belgien. Ihr Künstlernamen kommt aus ihrer Muttersprache Wolof und bedeutet so viel wie «eine, die unerwünscht ist». Von 1986 bis 1993 arbeitete sie für die NGO International Planned Parenthood Federation in Kenia, Kongo und Togo. Heute lebt und arbeitet sie im Senegal. 1982 debütierte Ken Bugul mit dem autobiografischen Bericht «Le Baobab Fou». Das Buch zählt zu den wichtigsten Dokumenten der frankophonen Literatur Westafrikas der Achtzigerjahre. Ihre Romane sind in mehrere Sprachen übersetzt. Ihr Werk zeichnet sich durch eine hochliterarische Sprache aus, die sie mit den Rhythmen und den gedanklichen Grundstrukturen des Wolof dicht verwebt. 2013 entstand der Dokumentarfilm «Ken Bugul, Personne n'en veut» der Schweizer Regisseurin Silvia Voser. Von Juli bis Dezember 2017 lebte sie als Writer in Residence in Zürich.

Writers in Residence

Die Stiftung zur Erhaltung von preisgünstigen Wohn- und Gewerberäumen der Stadt Zürich (PWG) und das Literaturhaus Zürich laden jeweils für ein halbes Jahr eine Autorin oder einen Autor aus dem Ausland nach Zürich ein. Die Writers in Residence können sich in einem anregenden Umfeld ihrer Schreibarbeit widmen. Das Literaturhaus ist für Auswahl und Betreuung der Gäste verantwortlich. Der Beitrag der Stiftung PWG besteht aus einer möblierten Wohnung an zentraler Lage. Stadt und Kanton Zürich unterstützen das Projekt.
www.writers-in-residence.ch

getrennt waren, damit sich die Menschen vor allem bei Epidemien nicht frei bewegen konnten. Die Wohn- und Lagerhäuser der Libanesen und Syrer bildeten einen Puffer zwischen dem Plateau und der Medina.

Kolonialbauten und Hochhäuser

Sowohl Dakar als auch die vor der Küste gelegene Insel Gorée mit der alten «Maison des Esclaves», von wo aus früher Sklavenhandel betrieben wurde, sowie das rund dreissig Kilometer entfernte Rufisque und Saint-Louis im Norden sind französische Siedlungen aus der Kolonialzeit. Überall dort trifft man auf die gleiche Architektur. Die Stadt Saint-Louis an der Mündung des Flusses Senegal war die erste Hauptstadt von Französisch-Westafrika. Auf der Hauptinsel, die ebenfalls Saint-Louis heisst, sind allerorts die typischen einstöckigen Kolonialbauten mit ihren Balkonen mit schmiedeeisernen Geländern zu sehen. Im Erdgeschoss befanden sich die Lager der französischen Handelskontore, ein Hof für die Kaleschen und Pferde, Küchen sowie die Zimmer der Hausangestellten und früher die Räume der Sklaven. Die Besitzer wohnten im Oberschoss mit Blick auf den Fluss und die Flussmündung. Ein Teil der Einheimischen, mehrheitlich Fischer, lebte im Süden der Ile Saint-Louis in Guet Ndar am Meer und der andere in den sogenannten Arbeitervierteln im Norden. Die Quartiere waren durch Brücken miteinander verbunden. Die berühmteste ist wohl die Pont Faidherbe: Sie wurde nach einem ehemaligen Gouverneur benannt und aus Eisenelementen erbaut, die beim Bau des Eiffelturms in Paris übrig geblieben waren. Saint-Louis – die Stadt der Inseln – zählt zum Unesco-Weltkulturerbe. Heute leben dort Nachkommen von Familien, die sich mit den weissen Kolonialisten vermischt haben, und Ausländer, die genug Geld haben, um sich eines der begehrten Häuser kaufen zu können.

In Dakar habe ich weit weg von meinem Heimatdorf eine neue Architektur entdeckt, die zur Veränderung unserer traditionellen soziokulturellen Gewohnheiten beigetragen hat. Wegen der massiven Landflucht und dem rasanten Bevölkerungswachstum wurden im Stadtzentrum immer mehr hohe Mehrfamilienhäuser gebaut. Die Architektur dieser neuen Bauten orientiert sich nicht mehr

an der traditionellen Bauweise in der Sudan-Sahel-Zone, wo sich das gesellschaftliche Leben in den Innenhöfen abspielte. Diese andere Architektur hat unsere Lebensweise verändert. Die Menschen bleiben oft draussen, vor den Gebäuden. Sie sind Gefangene in einem städtischen Umfeld, in dem sie nach Arbeit und Einkommen suchen, und sehnen sich nach den traditionellen Lebensweisen, die das Zusammenleben förderten. Die ungebremste und chaotische Urbanisierung mit immer höheren Bauten, die bis zur Meeresküste reicht, ist dramatisch. Dakar – die Hauptstadt, die fast vollständig vom Meer umgeben ist – ist zu einem Treibhaus geworden. Und so weit das Auge reicht, breiten sich Slums aus.

Mein Interesse für Orte, Städte, Architektur, Lebensräume und Horizonte entwickelte sich erst später, während meiner Reisen, die mich weit weg von meinem Dorf führten. Eine Stadt wird für mich erst durch ihre Beziehung zur Erde und zum Himmel fassbar, durch ihre Verbindung zu den Menschen, zu luftigen Räumen und zu Horizonten, die der Vorstellungskraft keine Grenzen setzen. Aber die grossen Städte werden sich immer ähnlicher, mit Wolkenkratzern aus Beton, Stahl und Glas, die den Blick einschränken. Die menschliche Dimension, die das Leben in meiner Kindheit geprägt hat, finde ich immer seltener. Das Leben ist «eingeschlossen» zwischen Mauern. Und die Menschen schliessen sich auch immer mehr ein.

Zürich: Die Bewohner bleiben eingeschlossen

Ich kannte Zürich nur vom Namen her, und als ich schliesslich hierherkam und die Stadt selbst erkundete, hatte ich das Gefühl, in ihrem Bauch zu versinken, weil es keinen Horizont gab. Der Raum wird einzig durch den Himmel definiert, der sich durch die Zwischenräume drängt und über die Hügel und das Wasser legt. In Zürich sind die Dimensionen der Bauten zwar ausgewogen, aber die Menschen bleiben in ihren Wohnungen eingeschlossen. In dem Haus, in dem ich vier Monate wohnte, habe ich nur zwei, drei Erwachsene und Kinder gesehen und ein paar Worte mit ihnen gewechselt. Und das war im Lift, weil man sich sonst nirgends trifft. Dieses fehlende Zusammenleben, der Mangel an Geselligkeit nimmt der Stadt einen Teil ihres Charmes, den ich hier entdecken konnte. ●